

An der deutschen Gedenktafel

Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch: Mit "Geschwister" am Berliner Maxim Gorki Theater erzählt Ersan Mondtag von drei Generationen einer westdeutschen Familie mit Nazihintergrund. Und lässt böse Geister erwachen.

Von Iven Yorick Fenker



"Geschwister" von Ersan Mondtag am Maxim Gorki Theater Berlin © Birgit Hupfeld

18. Juni 2022. Plötzlich ist alles schwarz und weiß. Das Licht lässt es so scheinen. Die Bühne ist ein Guckkasten. Wir schauen auf den holzvertäfelten Salon einer Villa, von dem zwei Treppenläufe zu einer Balustrade führen, dahinter drei verschlossene Türen. Wir befinden uns in West-Berlin. Es ist Juni 1967, der letzte iranische Schah ist zu Besuch, wie im Radio zu verfolgen ist, das auf dem Kamin steht, in dem es knistert. Die Standuhr tickt, sonst ist die Villa leer. Bis auf die Gemälde, die Jagdtrophäen und die ledergebundenen Bücher, die links und rechts die Wände pflastern. Das ist die Kulisse einer Klasse, die Macht repräsentieren soll – und in die Gewalt eingeschrieben ist. Aber erst einmal ist diese Kulisse leer, bis die Geister kommen.

Einstürzende Erinnerungen

Mit "Geschwister" erzählt [Ersan Mondtag](#) am Maxim Gorki Theater die Geschichte dreier Generationen einer großbürgerlichen deutschen Familie mit Nazihintergrund. Der Opa war im Krieg, der Vater nicht und nicht die Mutter, die beide schweigen. Die Kinder, die Geschwister, schweigen auch, bis eine ihr Schweigen brechen und die Familie zum Einstürzen bringen wird.

Der Großvater ist tot. Ihm soll bei diesem Essen gedacht werden, für das die Haushälterin (Tina Keserovic) gerade das Silberbesteck auflegt. Die Mutter (Çiğdem Teke) überwacht sie dabei. Die Kleidung ist standesgemäß. Die Mutter trägt Kostüm und die Haushälterin Uniform. Sie sind weiß geschminkt, die Kleider weiß und schwarz, so dass es, zusammen mit der Beleuchtung, so wirkt, als würde dort ein alter Schwarzweißfilm auf der Bühne laufen.

Im Nazidyll

Der Patriarch, der Vater (Falilou Seck), tritt auf. Im Radio läuft eine Beethoven-Aufnahme von 1944. Der von den Nationalsozialisten hofierte Wilhelm Furtwängler dirigiert die "Eroica" und die Bühne färbt sich blutrot. Das ist der erste ästhetische Bruch, der erahnen lässt, was in diesem ausdrucksstarken Setting (es stammt dieses mal nicht von Mondtag selbst, sondern von Bühnenbildner Simon Lesemann) noch geschehen wird.

Dass der Vater keine drei Sätze sprechen kann, ohne in rassistische und sexistische Gewaltphantasien abzuschweifen, ist bemerkenswert, da er so wenig spricht. Eben das zeichnet den Abend aus, dass er mit so wenig, so viel erzählt. Das präzise Spiel des Ensembles bringt mit minimaler Aktion das Allerüblichste, Allerübelste der deutschen Geschichte auf die Bühne.

Über die Studierenden, die gerade auf den Berliner Straßen gegen den Schahbesuch protestieren, sagt Vater nur: "Ausmerzen", den Schah nennt er "den arischen Perser". Die Villa liegt übrigens am Wannsee. "An unserem schönen Wannsee", wie Vater und Mutter, deren Mund auch mit allen rassistischen Wassern gewaschen ist, zu sagen pflegen. Die normale deutsche Gewaltsprache ist kaum zu ertragen.



Am Wannsee sind die Geister los: das Ensemble im Bühnenbild von Simon Lesemann © Birgit Hupfeld

Eklat bei Tisch

Eva Maria (Yanina Cerón), die Vorzeigetochter, bringt geschwind den kleinen Bruder Friedrich. Friedrich, "der Fritz", stottert. Was seine Fascho-Eltern darüber denken, liegt auf der Hand; sie beginnt zu zittern.

Ein herrschaftlich verzierter Holzstuhl ist noch unbesetzt; die Suppe soll serviert werden. Da knallt die Eingangstür auf und Elisabeth (Lea Draeger), ganz in Leder, stürmt direkt die Treppe hoch. Jetzt soll die Suppe ausgelöffelt werden, die eingebrockt wurde.

Das Suppenessen wird zur Choreografie, alle klirren und schlürfen im Takt. Nur Elisabeth bricht ihn, klopft immer eine Viertel später, bis sie ganz ausbricht und vom Essenstisch aufsteht, um den Sender zu wechseln, es läuft eine Rede, sie ist von ihr. Sie spricht zwar nicht am Essenstisch, aber sie hat gesprochen und wurde aufgenommen. Sie dreht das Radio lauter. Die Familie erstarrt. Sie redet gegen die Springer-Hetze, die antikommunistische Paranoia, den nahtlosen Übergang der Nazifunktionäre in die Funktionsebenen der Bundesrepublik. Dann verschwindet sie auf ihr Zimmer. Der Vater wird sie dafür blutig schlagen.

Weiterleben im Vergangenheitskorsett

Es folgt ein Zeitsprung. Die Bühne ist wieder leer und nun in Sepia. Die älter gewordene Eva Maria (Ariane Andereggen) betritt das Haus. Vater ist gerade gestorben; Mutter hatte das Leid schon früher verscheiden lassen. Elisabeth ist auch tot. Nur Fritz (David Bennent), inzwischen ein Mann und sein Stottern los, lebt. Die Haushälterin Fatima (Sema Poyraz), Eva und Fritz nennen sie nun beim Namen, hat ihren letzten Arbeitstag.

Es geht, natürlich, um das Erbe, aber Fritz will nichts, nur den Schlüssel zum Familienarchiv. Er will die Erinnerungen, um vergessen zu können. Eva Maria will vergessen, um sich erinnern zu können. Sie hat den Schlüssel. Die Geschwister wollen weiterleben.

Wer weiterleben wird, beantwortet der Abend nicht. Er endet mit dem Radiobericht des ersten NSU-Mords, den Gräueln der Gegenwart, während auf der Bühne die Geister der Vergangenheit spucken.



Die 68er fegen in die nazideutsche Tischgesellschaft weg, aber doch nicht komplett: Szene mit Maxim Loginovskih, Çiğdem Teke und Yanina Cerón © Birgit Hupfeld